# MUSIK

GÖTTINGEN

## Steinzeit bis Gegenwart

Göttingens Noch-Intendant Fritz Lehmann ließ den von auswärts zu seiner letzten Uraufführung Geladenen ein schmales Heft überreichen, stumm und ohne Hinweis. Umschlagfarbe: flammendes Protest-Rot, Inhalt: Göttingens Theaterereignisse von der vorvergangenen Spielzeit an, eine stattliche Reihe.

Die Quittung steht auf einem anderen Blatt. Das unterzeichnete vor sechs Wochen Neu-Intendant Heinz Hilpert. Sein Vertrag bedeutet das Todesurteil nicht allein für die Göttinger Oper, der er zukünftig das Haus verbieten will, ohne Ansehen gehabter Erfolge.

Mitbetroffen ist auch das Schauspiel. Zwei allein übernommene Ensemblemitglieder werden die mit Mann und Roß und Wagen, sozusagen mit Portier und Beleuchter komplett anrückenden Schiffbrüchigen aus Konstanz begrüßen.

Die Göttinger Ausgebooteten werden dann bereits die Wartehalle im Göttinger Arbeitsamt bevölkern. So etwa 250 Mann.

Vom versprochenen Goldberg eines universitätskleinstädtischen „Deutschen Theaters" geblendet, übersehen die für Göttingens Theater Verantwortlichen die arbeitsamtliche Belastung des Stadtsäckels durch stempelnde Schauspieler.

Diese Aussicht auf kommende Notzeit wurde dem Ensemble eröffnet, als just die Proben zur letzten Spielzeitaufführung begannen. „Das Spiel vom König Aphelius" fand dennoch statt.

Heinrich Kaminskis theatralisches Testament mußte allerdings auf bescheidene Ansprüche zurückgeschnitten werden. Inszenator Prof. Niedecken-Gebhardt, Händelfest-Spielleiter und auch sonst eine gewichtige Persönlichkeit, kam mit einem lächerlichen Anderthalbhundert - DM - Betrag aus. Es war die reinste Requisitenvermehrung aus dem etaterschöpften Nichts.

350.- DM für einen höchst notwendigen Gazevorhang wurden im Hinblick auf Hilpert nicht mehr bewilligt. Niedecken-Gebhardt behalf sich mit dem arg geflickten alten, der darauf geworfene Projektionen neckisch bestopfmusterte.

Diese Projektionen waren ein schwacher Laterna-magica-Ersatz für den schwer zu realisierenden Film, den „Aphelius"-Autor Kaminski im Textbuch vorschreibt. „Das Spiel vom König Aphelius" ist eine nur gewaltsam in eine bestimmte Gattung einzuordnende Mischform, montiert aus Elementen des Films und des Tanzdramas, der Oper und des Schauspiels.

Der Ansager gibt nach Art des epischen Theaters die Einladung zum Spiel. Eine Rahmenhandlung mit dem uralten Dramen-Motiv vom Verwandtenmord auf dem Königsthron, von Thronschleicherei und Gewaltherrschaft umschließt als Schale den Kern von fünf Miniaturdramen.

In filmischer Aufblendetechnik werden einzelne Stationen aus der Menschheitsgeschichte blitzartig angestrahlt. Diese Bilder von der Steinzeit bis zum 20. Jahrhundert sind teils musikalisch oder tanzdramatisch ausgedeutet, teils schauspielerisch dargestellt. Jede Szene endet mit Gewalttat am Mitmenschen, meist mit einem Brudermord, der, nach Aussage des „Aphelius"-Spiels, keimhaft angelegt ist im Nächstenhaß alles Lebendigen.

Den fünf Variationen über das Thema „Gewalt" als das Urböse ist ein musikunterlaufener Film vorangestellt, der das folgende fünffältige Spielgeschehen in Zeitraffermanier vorwegnimmt. Am Spiel-Ende steht die Läuterung des Usurpators Aphelius, des „Sonnenabgesandten", durch den Sonnensohn Periél, sein gewaltsamer Tod und ein Aufruf zur Menschlichkeit, zu Bruderliebe und haßfreiem Leben.

Dieses vorbildlose Spielgerüst hat Heinrich Kaminski in dreijähriger Arbeit entworfen und ausgeführt, zwischen Kriegsgreuel und der Leibesnot des Nachkriegs. Die hartnäckige Arbeit am „Aphelius" erschöpfte ihn. Hinter dem Schlußstrich der Opernpartitur steht: „Ried, 25. Mai 1946". Am 21. Juni starb er im nahen Benediktbeuren, in den Wirren der Welt auch von den Fachgenossen zuerst kaum ver-

Kultisch **Ende** mit Läuterung

mißt. Seinem Sarg folgten nur die Bauern von Beuern und Ried.

Der Komponist Kaminski ist Zeit seines Schaffens ein Stiller im Lande gewesen. Lange Jahre bis zum Tode lebte er beim Malerfreund Franz Marc in Ried. Dort, im Hof des Marceschen Bauernhauses, stand eine einfache Holzhütte, in der er schrieb, langsam schrieb. Seinem Verlagsdirektor von der Universal Edition machte er schon frühzeitig das Verlegerherz schwer: „Erwarten Sie nicht viel Sachen von mir. Ich bin ein Langsamschreiber."

Es wurden dann in etwa dreißig Schaffensjahren knapp fünfzig Werknummern, Instrumentalmusik und große Chorwerke, Hausmusiken und Opern. Ueber die Zukunft der Musikbühne machte er sich in der dörflichen Stille von Ried seine eigenen Gedanken.

„Das Spiel vom König Aphelius" enthüllt seine Ansichten über die Funktion von Drama und Musik. Es ist ein kultisches Feierspiel, das sein Anliegen, den Anruf an den Menschen, etwas wolkig in die schwer zu enträtselnde Terminologie des Anthroposophenmeisters Rudolf Steiner verkleidet.

Im Kaminskieigenen Orchesterstil sind ferne Anklänge an große kultische Musik zu registrieren, von den Chormeistern des musikalischen Mittelalters bis zu Bach und Bruckner. Aus dem Himmel hymnischer Entrückung reißt aber immer wieder der kläffende Knall eines neuerlichen Brudermords auf der Szene. Im etwas dünnstimmigen Chorklang der Göttinger Aufführung wurde noch eine andere, dringlichere Daseinsnot ohrenfällig, als die auf de Szene beschworene. Nämlich:

Etwa zwanzig Göttinger Opernchoriste hatten sich unter dem Vorwand jahreszeit üblicher Unpäßlichkeit entschuldigt. Au die Kunde vom Herannahen Hilperts hi machten sie sich schnurstracks auf di Rundfahrt zu deutschen Theatern. Au Arbeitssuche.

# LITERATUR

GALEERE

## In die Riemen gelegt

Gleich im Anfang des Münchner Faschings bekam Bruno E. Werne seinen Spitznamen für die närrische Zeit Im „Studio 15", Schwabings jüngstem Annäherungsversuch an Pariser Existentialisten-Lokale, ist er „Herr Bestseller"

Bruno E. Werner, Inhaber eines der geläufigsten Kritikernamen, der Mann von der „neuen linie" und „Glanz", den auf Seide gearbeiteten, dahingegangenen Zeitschriften, seit neuestem Feuilleton-Chef an US-Münchens „Neuer Zeitung", er hat nichts gegen den Faschingsnamen einzuwenden. Er verdankt ihm seinem Roman „Die Galeere"*) und, nebenbei, dem Chefredakteur der Zürcher „Weltwoche".

Der strich die „Galeere", die Geschichte eines Intellektuellen im Deutschland der zwölf Jahre, prognostisch heraus mit der Ueberschrift „Ein deutscher Bestseller" Gegen 450 Druckzeilen wandte die NZ auf. Die hatte Carl Zuckmayer geschrieben.

Auch Peter Bamm tauchte die Feder für die „Galeere" ein. Er, offiziell Dr. med. Curt Emmrich, gewitzter und witziger Feuilletonist von „i-Punkt", „kleiner Weltlaterne" und „Ex ovo", und Werner sind Freunde seit langem.

Schon vor gemeinsamen Berliner DAZ-Tagen lernten sie sich kennen: 1914, als sie kriegsfreiwillig zu Dresden ins Leibregiment eintraten. Kompanieführer war Leutnant Vieth von Golssenau, auch er später eine literarische Figur: unter dem nom de plume schrieb er 1928, 1930 „Krieg" und „Nachkrieg".

Bruno E. Werner, bisher in Kürschners Literaturkalender nur mit den Gebieten Kunst, Theater, Reise, Essay und Uebersetzungen vertreten, begann seinen Roman 1943 und vollendete ihn 1947. Hauptfigur der „Galeere" ist der Dr. Georg Forster, Journalist, Kunstschriftsteller, einer von denen, die die Machthaber in ihrer Niedertracht erkennen, unter ihrem Druck leiden, wenn auch nicht das Allerschlimmste erleiden, die ihnen „ablehnend gegenüberstehen", ausweichen, sich klein machen.

Die sich sagen, ihnen bleibe nichts, als „den kleinen Wimpel des Geistes, des Anstands, der Menschlichkeit und aller jener Dinge, die einst die Eltern und die Schule gelehrt hatten, hochzuhalten". Und die ein schlechtes Gewissen haben wegen ihrer Vorsicht, ihrer Entschlußlosigkeit, weil sie keinen Mut und nicht das Talent zum Märtyrer haben.

Nicht eine Seite lang läßt Werner den Dr. Forster aus den Augen, immer läßt er sein Panorama in der Sicht Forsters abrollen. 1933, 1943, 1945 sind die Stationen. Was dazwischen liegt, wird aus der Erinnerung Georg Forsters erzählt, in der Vorvergangenheit des im Film vielleicht, im Roman kaum wirkungsvollen play-back-Verfahrens: „Georg erinnerte sich . " „Georg entsann sich . "

*) Bruno E. Werner: „Die Galeere", Suhrkamp-Verlag, vormals S. Fischer, 552 Seiten, 14,— DM.

Im Umkreis Forsters findet sich, und wenn nur als Randfigur, so gut wie jeder Typ, jedes Schicksal aus dem zwölfjährigen Jahrtausend. Und so gut wie jede Situation, vom schlichten „Druck unter dem Brustbein" bis zur tauben Verzweiflung eines gehetzten Mannes, der durch die infernalischen Schrecknisse einer zerstörten Stadt wankt, seine Frau zu suchen, die er nie wieder finden wird.

„Am Anfang plätschert es". schreibt Zuckmayer. Da ist auf 49 Seiten von einer gepflegten Italien- und Korsikafahrt, von einer Reiseiei die Rede. „Ein zauberhaftes Kapriccio des Friedens", notiert Bamm, kein zwingender Gang und Atem, notiert Zuckmayer. Andererseits: dieses Plätschern der Romanfiguren, ihr Nichtbegreifen der Situation, des Unheimlichen, Bedrohenden am Horizont sei ein Phänomen jener Zeit.

Auf Seite 49 ist der 30. Januar 1933. Auf der letzten, der 552. Seite ist der Dr. Forster, der doch nur ein Statist auf den Schicksalswellen ist, eingekreist, die zwölf Jahre haben ihm alles zerschlagen. Da ist er irgendein Georg Wieland, ein gejagter Mann mit falschem Namen, mit grauen, wehenden Haaren über einem dürren blassen Lächeln.

Er steht heimatlos am Straßenrand, der erste US-Panzer rollt vorbei — Bruno E. Werner gibt im letzten Absatz seinem „Helden" einen theatralisch aufgemachten szenisch wirkungsvollen Abgang.

„Der junge Offizier in der Panzerluke sah, wie der Zivilist seinen Hut zog . Der Offizier nahm einen abgebrochenen Apfelblütenzweig, den er wie ein Stöckchen in der Hand gehalten hatte, und warf ihn im Vorbeifahren dem Mann zu. Der Zweig flog in den Straßengraben. Der Mann bückte sich und hob ihn auf. Dann wurde seine Gestalt vom Staub der nachfolgenden Panzer verschluckt."

„Sehen Sie", sagte Werner einem Münchner Korrespondenten „der unheldische Held, der Dr. Georg Forster, ist doch einer von uns. Einer von uns bürgerlichen Intellektuellen oder wie Sie auch diese in Deutschland so weit verbreitete Schicht nennen wollen. Mit all unserer Laxheit und unserem Unbehagen."

Identifikationen darüber hinaus wies Werner zurück. „Das ist kein Schlüsselroman wie man kombiniert hat. Dieser Georg Forster ist ein typischer Vertreter der bürgerlichen Intelligenz, aber kein Selbstporträt. Meine Erfahrungen mit dem „Dritten Reich" waren ja noch viel unangenehmer. Aber natürlich sind eigene Erlebnisse in das Buch eingeflossen."

Auf Seite 76 ff. erzählt Werner von einer Versammlung des Schriftstellerverbandes im Jahre 1933 Da wird mit den Namen „anderer ‚Unpolitischer', die man genau so wenig fragen wird", auch der Name Forsters „automatisch" unter ein Treue-Telegramm an Hitler gesetzt. Der PEN-Klub nahm Bruno E. Werner nicht an, weil sein Name unter den 80 war, die unter der 1933-Ergebenheitsadresse deutscher Dichter und Schriftsteller standen.

Nichts kränkt Werner so sehr, wie die „Galeere" als Selbstrechtfertigung ausgelegt zu finden: „Die hatte ich weiß Gott nicht nötig." Er nennt sein Buch „einen eisgekühlten Versuch der Analyse einer ganzen Schicht während einer ganzen Epoche".

Hier liegt, nach Bamm, eine Geschichte der Niederlage des Menschen vor und, nach Zuckmayer, eine Mahnung: Seid wachsam — „denn Gut und Böse beginnt in uns selbst". Werner selbst ist nur Chronist, er berichtet, die Schlußfolgerungen spricht er nicht aus, die zu ziehen, bleibt Sache des Lesers. Möglich, daß mancher Georg Forster sich mit der glatt eingehenden Lektion begnügt und seinen Entschuldigungszettel dabei findet.

Die Kritik griff tief in die Superlative. Ein Vorwurf kam aus dem Aether: Herbert Hupka sprach in seiner Buchviertelstunde im Bayrischen Rundfunk von Barhocker-Perspektive. Werner betrachtete die zwölf KZ-Jahre als snobistischer Dandy.

Werners Gegenargument: „Snobismus ist immer eine Sache der Perspektive.

**„Meine Erfahrungen** waren unangenehmer"
Bruno E. Werner

Wenn ich als Snob gelte, weil ich Korsika und das Mittelmeer kenne und weiß, wo man in Paris gut ißt, dann will ich gern einer sein."

Im übrigen legten sich die Rezensenten für die „Galeere" alsbald tüchtig in die Riemen: „Eine wahrhaft große Begegnung, ein großes Buch, mächtig in der Gestaltung, mächtig im Wort". Und man fand es bemerkenswert, daß dies Buch nicht von einem der „impotenten jungen Schreihälse" komme, sondern von einem 53jährigen.

Thilo Koch, Jahrgang 1920, Wortredakteur im NWDR Berlin, Romanautor und Lyriker, hörte ohne Vergnügen den Lobgesang. Unter dem Titel „Galeere — sperrholz - hochglanzfurniert" tadelte er Buch und Rezensionen.

Ernst Lewalter, der pseudonymreiche Mitarbeiter des Berliner „Kurier", der gerade den Fliegenden Hamburger bestieg, um die Redaktion der neuen Literaturseite in der „Zeit" zu übernehmen, ließ sich Kochs Polemik gern ins Gepäck schieben. Doch die Hamburger winkten ab. Bruno E. Werner gehöre zu den „Zeit"-Gründern.

Koch kündigte eine Rundfunksendung über sein Thema an. Vom Hamburger Funkhaus aus sprach man begütigend in die direkte Leitung. Aber Koch ließ sich nicht bremsen: NWDR Berlin hat seine viertelstündige Polemik auf den 6. Februar angesetzt.

Die Voranzeige in der „Ansage". dem NWDR-Mitteilungsblatt, spricht davon, daß das Gespräch über das neue Buch von vornherein auf einer Ebene begonnen se auf die literarisch wertende Gespräch nicht gehören. Dieses Buch biete so viel Angriffsflächen, „daß es erstaunlich ist, m welcher Sorglosigkeit seine Panegyrike sie geflissentlich übersahen." Koch ha Mängel des Satzbaues, des Stils, der Tonar des Taktes angemerkt, und die Verleugnun der Gesetze der Erzählung, des Roman.

„Die ‚Galeere' ist weder wahr noch unter haltsam", sagt Koch. Stellenweise vergess man das „schlechte Parfüm" der Haupt figur, des Intellektuellen, räumt er zur Schluß ein. Und gibt zu (aber nicht übe das Mikrofon): sein, Thilo Kochs, Roma sei noch schlechter.

Die „Galeere"-Kritiker vergleicht er mi Schwerathleten, die sich zum Scheine mi riesigen Pappgewichten mühen. Ei schmächtiger Bühnenarbeiter trage solch Gewichte leicht davon.

# MEDIZIN

LEBENSVERMÖGEN

## Krankheit — ein Mangel

Es sei die Grundformel, die der Mediziı bisher fehlte, sagt Dr. med. Geor Pantel. auslandsdeutscher Internist i Hamburg. Patienten, die ihn besuchen müssen sich umstellen.

Diagnose und Behandlungsart bestimm er nach seinen Forschungsergebnissen von „Lebensvermögen" des Menschen. Mi seinen neuartigen Formeln hat er den Be griff Lebensvermögen als medizinische un naturwissenschaftliche Größe bestimmt.

Als sich der Habilitant für innere Medizin im März 1945 von Berlin absetzte hatte er im Koffer die Manuskriptseiter seiner jahrelangen Forschungsarbeit verborgen. Im tausendjährigen Reich hatt man ihm die Veröffentlichung aus politischen Gründen gestoppt. Nach dem Krieg erschien Dr. Pantels Werk „Lebensvermögen" unter den Fittichen der „Europear International Association" in Hamburg.

Jedes Organ des Körpers benötigt fü seine Funktion eine bestimmte Energiemenge. Da jedes Organ verschieden Funktionen hat, zeigen auch die Energiemengen verschiedene Formen an. Dr Pantel bezeichnet sie erstmalig als „Körper-X-Energieformen"

Um das Lebensvermögen eines Menschen festzustellen, mißt Dr. Pantel bei jedem Organ die Abweichung des „Ist-Wertes' vom „Soll-Wert". Wenn er die errechnete Einheit dieser Abweichung vom Normalzustand ins Quadrat erhebt, hat er das augenblickliche Lebensvermögen eines einzelnen Organs bestimmt. Das Lebensvermögen des Gesamtorganismus bekommt er heraus, wenn er sich Organ für Organ vornimmt und dann die Quadrate aller Abweichungswerte addiert.

In Dr. Pantels Diagnose spielen so gewonnene Lebensvermögens-Fehlwerte eine wichtige Rolle. Auf diese Weise könne man ein Krankheitsbild erst exakt bestimmen und gewissermaßen einen Stufen-Plan für die Therapie aufstellen. sagt der Doktor.

Besonders gute Erfolge hatte Dr. Pantel bei Gelenkrheuma - Erkrankungen und Basedow. Einen Basedow - Fall im fortgeschrittenen Stadium mit völliger Abmagerung und stark gefährdetem Herzen kurierte er nach der Eigenmethode.

Soll- und Ist-Wert der Herzenergie bestimmte er mit dem üblichen Elektrokardiagramm, aber mit eigenem Spezialverfahren. Mit spezialgeeichtem EKG wurden die Aktionsströme der Schilddrüse gemessen.

Um die Abweichung der Energiemengen bei Nervenzellen-Gruppen zu bestimmen,